

Vergessene Autoren IV: Der Fall Reinhard Federmann

Der unerschütterlichste Optimist von allen meinen jüdischen oder nicht-jüdischen Freunden war Reinhard Federmann, und er blieb ein Optimist bis an das Ende seines Lebens vor etwas mehr als 26 Jahren, das er irgendwie selbst herbeigeführt hat. Obwohl er nach den Hitlerschen Rassengesetzen nur als ein sogenannter Vierteljude galt, war er ein Fremder in seiner eigenen Heimat, in der er geboren und aufgewachsen war, und dafür hatte er gute Gründe. Als die deutschen Truppen Österreich durch widerstandslosen Einmarsch an das Großdeutsche Reich anschlossen und von der Bevölkerung begeistert begrüßt wurden, war er gerade fünfzehn geworden. Sein Vater, ein Landes- oder Oberlandesgerichtsrat, wurde als Halbjude entlassen. Während die Familie hin und her überlegte, ob sie emigrieren sollte, griff Hitler Polen an und entfesselte damit den Zweiten Weltkrieg, der unser aller Schicksal, ich meine das Schicksal der durch einen absurden Zufall am Leben Gebliebenen, von Grund auf veränderte.

Reinhard Federmann wurde bald nach der Matura genauso wie sein älterer Bruder in die deutsche Wehrmachtuniform gesteckt und nach kurzer Ausbildung als Funker an die Ostfront geschickt, die der große Strategie Hitler nach den vergeblichen Versuchen, England in die Knie zu zwingen, eröffnet hatte. Was macht ein Mensch, der plötzlich vor der Tatsache steht, daß er an einem Raubzug teilnimmt, den ihm verhaßte Menschen begonnen haben? Er trachtet, am Leben zu bleiben, und das führt manchmal zu seltsamen Situationen. Reinhard erzählte mir, daß er einmal von russischen Soldaten überrannt wurde und verzweifelt um Hilfe funkte, bis tatsächlich Verstärkung kam



Milo Dor und Reinhard Federmann. © Picus Verlag, Wien

und die Russen zurückdrängte. Für diese „Heldentat“, die er begangen hatte, um seine nackte Haut zu retten, bekam er das Eiserne Kreuz zweiter Klasse verpaßt. Doch er nahm es nicht mehr in Empfang, weil er bald darauf, am Oberschenkel verwundet, in russische Gefangenschaft geriet. Soweit ich mich an seine Erzählung erinnern kann, hatte er das Glück, an einen russischen Leutnant zu geraten, der einem Soldaten eingeschärft hatte, den Gefangenen lebend von der Front wegzubringen, weil dessen Befragung über die Situation bei den deutschen Truppen ungeheuer wichtig sei. Der rundköpfige Soldat hatte trotzdem einige Male die Anwandlung, den lästigen deutschen Krüppel, mit dem er sich mühsam abschleppen mußte, über den Haufen zu schießen, lieferte ihn aber schließlich befehlsgemäß in der zweiten Frontlinie ab. Wahrscheinlich war er selbst froh, für wenigstens eine kurze Zeit dem tödlichen Trommelfeuer entgangen zu sein.

Wie man bei dünner Rübensuppe und einem Klumpen harten Brotes täglich den winterlichen Frost und die sommerliche Hitze der Kriegsgefangenenlager überlebt, weiß nur einer, der in einem dieser Lager war. Reinhard Federmann überlebte. Er wurde wegen Arbeitsunfähigkeit ziemlich früh, nämlich im Herbst 1945, entlassen und kam dünn, unterernährt und mit ungesunder, gelblicher Gesichtsfarbe, die auf ein Leberleiden schließen ließ, in das Haus seiner Eltern zurück, in dem er nur seinen völlig verwahrlosten jüngeren Bruder antraf.

Ein gutes Jahr zuvor war seine Mutter gestorben. Zu dieser Zeit lag sein älterer Bruder mit einem amputierten Bein in einem Lazarett in Deutschland, er selbst war als vermißt gemeldet, und sein jüngerer Bruder saß im Gefängnis, nachdem er vergeblich versucht hatte, in die Schweiz zu flüchten, um der Einberufung zur

Waffen-SS zu entkommen. Der verzweifelte Vater, dem alles zu Ende zu sein schien, beging Selbstmord, indem er in die winterliche Donau sprang.

Die drei Brüder Federmann, die im ersten, sehr harten Nachkriegswinter wieder zusammenkamen, reagierten verschieden auf den Schock, den die leere bürgerliche Wohnung ihrer Eltern im zweiten Wiener Bezirk, mit Blick auf den einst blühenden und nun verwilderten Augarten, bei ihnen ausgelöst hatte.

Der Älteste, der auf Krücken ging, suchte Zuflucht in der Religion und schloß sich einer protestantischen Sekte an, zu deren Predigern er bald zählte. Ansonsten fand er Arbeit bei einer Versicherungsgesellschaft, bei der er bis zu seiner Pensionierung blieb. Der Jüngste konnte sich in einer irren Welt nicht zurechtfinden, in der die Menschen ebenso wenig Hilfsbereitschaft und Solidarität bekundeten wie zuvor. Für ihn hatte sich nichts geändert. Er beging schließlich Selbstmord, weil er sich am Tod seines Vaters schuldig fühlte. Reinhard begann wieder mit einer Energie, die man diesem schwachen und ausgehungerten Mann nicht zugetraut hätte, zu schreiben, um Zeugnis abzulegen von dem, was er gesehen, erlebt und erfahren hatte, ohne daran zu denken, daß er noch immer in einem fremden Land lebte, in dem kaum jemand auf diese Art der Zeugenaussage erpicht war. Sein erster Roman, der den bezeichnenden Titel *Der Weltbürger im Niemandsland* trug, fand keinen Verleger. Lediglich Otto Basil druckte einen Auszug daraus in seiner Zeitschrift *Plan* ab, die im Verlag Erwin Müller erschien, bei dem Reinhard als Volontär tätig war.

Die Geschichte Reinhard Federmanns ist die Geschichte des Wettlaufs mit der Zeit, die er brauchte, um all das zu sagen, was er sich nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft vorgenommen hatte. Es ist auch die Geschichte der Not und der Zwänge, gegen die er bis zu seinem Tod, das heißt dreißig Jahre lang, kämpfen mußte, um sich endlich einen freien Raum zu schaffen und das zu schreiben, was er eigentlich wollte.

Einer, der schreibt, muß ein Publikum haben, doch die Leser, für die Rein-

hard zu schreiben vermeinte, gab es nicht mehr. Es wären die Menschen gewesen, die einst in Wien, Budapest, Prag, Berlin, Zagreb, Triest, Krakau, Lemberg und in tausend kleineren Städten dazwischen gewohnt und Bücher und Zeitschriften in deutscher Sprache gelesen hatten. Sie waren weiß Gott nicht immer besonders gebildet, aber sie waren wißbegierig und hegten ihrer Umgebung gegenüber ein gewisses Mißtrauen, so daß sie seine Haltung, wenn nicht gebilligt, so wenigstens verstanden hätten. Ich kann und will auch hier nicht über die Qualität seiner Arbeiten sprechen, sondern über deren Inhalt, der eigentlich in jedem Land und in jeder Umgebung über den Erfolg oder Mißerfolg eines Buches entscheidet, so fragwürdig diese immer sind.

Die Chronik einer Nacht, Reinhard's zweiter Roman, der im Vergleich zu seinem Erstling schon professionell geschrieben war, fand auch keinen Verleger, weil er in ihm das Schicksal eines heimgekehrten Juden in das Wien der vier Besatzungsmächte und dessen Begegnung mit seiner einstigen Geliebten schilderte, die dort geliebt war. Das Manuskript wurde nur in der *Arbeiter-Zeitung* als Fortsetzungsroman abgedruckt, auf Vermittlung unseres Freundes Peter Strasser, der selbst jüdisch versippt und aus der Emigration heimgekehrt war.

Von der einstigen großen jüdischen Gemeinde Wiens – bis zum „Anschluß“ lebten hier immerhin zwischen zwei- und dreihunderttausend Juden –, die das Kulturleben Österreichs und Mitteleuropas wesentlich beeinflußt und mitgeprägt hatte, war nur ein klägliches Häuflein von ein paar Tausend Menschen geblieben oder aus der Emigration heimgekehrt, das, eingeschüchtert und zerschlagen, keine besondere Rolle im öffentlichen Leben mehr spielen konnte. Wen kümmerte es schon, ob die äußerst spärlichen Reste des einst liberalen, wachen und kritischen jüdischen Bürgertums jemals wieder einen Viktor Adler, einen Sigmund Freud, einen Arthur Schnitzler oder einen Karl Kraus würden hervorbringen können? Der Humus, aus dem das urbane Element des jüdischen Bürgertums herausgewachsen war, hatte sich im Lauf von einigen Jahr-

hundertern gebildet, wurde aber binnen eines Jahrzehnts vernichtet. Doch niemand schien die daraus entstandene enorme Lücke zu bemerken. Die Barbaren, die den Untergang dieser Bevölkerungsschicht verursacht hatten, richteten sich in den Trümmern, die sie selbst verschuldet hatten, häuslich ein und begannen mit einer Lüge zu leben, die sie mit der Zeit in eine fadenscheinige, aber in ihren Augen unumstößliche Wahrheit verwandelten. Denn nun behaupteten sie, niemals an den Morden der Nazis beteiligt gewesen zu sein, sie seien vielmehr die ersten Opfer Nazi-Deutschlands gewesen, obwohl sie Hitlers Einmarsch nicht einmal symbolisch durch einen einzigen Schuß zu verhindern versucht, sondern begeistert begrüßt hatten.

Sein dritter Roman *Das Zeitalter der Lüge*, dem er das Motto des bürgerlichen Revolutionärs jüdischer Herkunft, Leo Trotzki, „Unsere Zeit ist vor allem die Zeit der Lüge“, vorangestellt hatte, versuchte, durch die Schilderung der Schicksale verschiedener Menschen die Geschichte seiner Heimatstadt seit dem Bürgerkrieg des Jahres 1934 bis Ende der fünfziger Jahre zu erzählen, die Geschichte der Schmach und der Niederlage eines Volkes, das seit dem selbst verursachten Untergang der Monarchie nicht mehr imstande gewesen war, sich zurechtzufinden und einen eigenen Weg einzuschlagen. Es steht mir als Freund nicht zu, über die Qualitäten dieses Buches zu sprechen, aber darin gibt es ergreifende Passagen und erbarmungslose Aussagen über die jüngste Vergangenheit der Österreicher, die sie mit allen Kräften zu verdrängen trachteten, weil sie sie an ihre eigenen Schwächen, Unterlassungen und Dummheiten erinnerte, so daß sie diesen ganzen Zeit- und Lebensabschnitt am liebsten vollständig aus ihrem Gedächtnis gestrichen hätten. So war es kein Wunder, daß nicht ein österreichischer Verlag sich bereit fand, dieses Buch zu drucken. Es erschien, dank Reinhard's Auftreten bei der Gruppe 47, in einem deutschen Verlag, doch die Deutschen waren vollauf damit beschäftigt, ihre eigene Vergangenheit für die neuen Verhältnisse zu frisieren, so daß Reinhard's Buch, abge-

sehen von ein paar respektvollen Besprechungen, so gut wie unbemerkt blieb.

Während ich nun 26 Jahre nach seinem Tod über Reinhard Federmann schreibe, mit dem ich eine lange Zeit nicht nur befreundet war, sondern mit dem ich auch zusammengearbeitet habe – wir haben immerhin im Lauf von zehn oder fünfzehn Jahren eine ganze Reihe von Büchern zusammen geschrieben oder herausgegeben –, versuche ich, mir ein Bild über unsere Beziehung zu machen. Viele wohlmeinende, aber auch manche malizöse Leute fragen mich, wie man dazukomme, mit jemand anderem gemeinsam Bücher zu verfassen. Das mag tatsächlich befremdlich erscheinen, für uns hat sich das ganz natürlich ergeben. Angefangen hatten wir mit einem geharnischten Nachruf auf einen alten Wiener Graphiker und Maler namens Wiener, der Selbstmord beging, um nicht Hungers sterben zu müssen.

Unsere Empörung richtete sich gegen die in Österreich übliche Unterbewertung der geistigen und künstlerischen Arbeit, doch unser Aufschrei, der in einer Studentenzeitschrift abgedruckt wurde, blieb ohne Echo. Wir publizierten dort auch ein gemeinsam verfaßtes Manifest für eine engagierte Literatur und planten die Herausgabe einer eigenen Zeitschrift, die *Don Quichote* heißen sollte und die wir mit Schwarzmarktgeschäften finanzieren wollten. Da wir beide offenbar keine begnadeten Kaufleute waren, wurde daraus nichts, und so beschlossen wir, nach amerikanischen Vorbildern Kriminalromane zu schreiben, um ein wenig Geld zu verdienen. Es war viel leichter, gemeinsam in einem lockeren Gespräch eine Handlung zu konstruieren und Personen und Situationen zu erfinden, als sich allein damit herumzuquälen. Das war das ganze Geheimnis unserer Zusammenarbeit. Außerdem verstanden wir einander sehr gut, was sich bei zwei deklassierten Außenseitern der Gesellschaft beinahe zwangsläufig ergibt.

Ich habe hier das Wort „deklassiert“ verwendet, das in manchen linken oder rechten Ohren als Schimpfwort gilt; Reinhard Federmann und ich waren es aber im buchstäblichen Sinn dieses zu Recht oder zu Unrecht diskriminierenden Begriffs. Obwohl wir beide aus typisch bürgerlichen Familien stammten, standen wir plötzlich vor dem Nichts – ich als heimatloser Vertriebener und er als eine Art Waisenkind.

Reinhard hatte nach seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft, der Familientradition gemäß, Jus inskribiert, gab aber das Studium bald auf, weil er weder die Mittel noch Geduld und Lust hatte, sich mühsam, sozusagen von unten herauf, eine bürgerliche Existenz zu erkämpfen. So blieb uns nichts anderes übrig, als uns mit dem Schreiben über Wasser zu halten, in der Hoffnung, einmal einen Trefker zu erzielen, der uns ermöglichen würde, unsere eigenen Vorhaben zu finanzieren. Doch die schwer erkauften Perioden der Freiheit waren viel zu kurz, um da noch große Dinge unternehmen zu können. Aber Reinhard war Optimist. Und er war ungeheuer fleißig, was vielleicht mit dem Erbe seiner deutschen protestantischen Vorfahren mütterlicherseits zusammenhing. Aber er war andererseits durch seinen Vater ein Jude. Wenn die Verzweiflung darüber, in einer zuweilen feindlichen Welt zu leben, die

Wieder erhältliche Werke von REINHARD FEDERMANN:

Chronik einer Nacht. Roman. Wien: Picus, 1988.
Das Himmelreich der Lügner. Roman. Wien: Picus, 1993.
Barrikaden. Roman. Wien: Picus, 1998.
Die Stimme. Erzählungen. Wien: Picus, 2001.

– zusammen mit Milo Dor:

Internationale Zone. Roman. Wien: Picus, 1994.
Und einer folgt dem anderen. Kriminalroman. Wien: Picus, 1995.
Und wenn sie nicht gestorben sind. Politthriller. Wien: Picus, 1996.

Skepsis dieser Welt gegenüber und die Selbstironie, die einem hilft, sich in einer ausweglosen Situation zu behaupten, Grundeigenschaften der europäischen Juden sind, dann war er ein Jude, und das machte ihn zu meinem Freund oder eigentlich zu meinem Bruder.

Wir hatten schon zu Anfang der sechziger Jahre aufgehört, zusammenzuarbeiten. Er ging für einige Jahre nach Deutschland, um dort im Alleingang Geld zu verdienen, wir korrespondierten kaum miteinander; wenn wir aber in München oder Wien zusammenkamen, stellte sich gleich wieder ein gewisses Einverständnis her. Am besten gefiel mir an ihm, daß er, obwohl er genauso wie ich von vornherein wußte, daß unsere Sache verloren war, unverdrossen weiterarbeitete, um an unserer korrupten und verrotteten Welt wenigstens ein paar winzige Korrekturen anzubringen, im Sinn eines in den Augen mancher Zeitgenossen altmodisch scheinenden Humanismus.

Reinhard Federmann war ein freiheitlicher Sozialist, doch die österreichischen Sozialisten hatten es nach dem Krieg nicht verstanden, die linksliberalen Intellektuellen an sich zu binden und eine eigene Kulturpolitik zu entwickeln, weil sie sich stur auf die Eroberung der Macht und die Festigung der erlangten Positionen im Staat konzentrierten.

Eine gewisse Annäherung zwischen der Sozialistischen Partei und den Intellektuellen fand unter dem sozialistischen Bundeskanzler Bruno Kreisky statt, der einer bürgerlichen jüdischen Familie entstammte und eine längst fällige Liberalisierung in der kleinkarierten, konservativen, ja reaktionären Denkweise der Österreicher einleitete. Zu dieser Zeit, also zu Anfang der siebziger Jahre, kehrte Reinhard nach Wien zurück, nachdem er sich in Deutschland zuerst bei einer sehr bunten Illustrierten als Endredakteur für die österreichische Ausgabe verdingt und dann, als er dieser geisttötenden Arbeit überdrüssig geworden war, vergeblich versucht hatte, als freier Schriftsteller Fuß zu fassen.

Wir setzten uns wieder zusammen und begannen in dieser Zeit eines neuen Aufbruchs eine neue Zeitschrift zu planen, die nach mehreren Gesprächen, ich glaube, es war mein Einfall, aber da bin ich bei unserer Art Zwiesprache nie sicher, die *Pestsäule* heißen sollte. Bei der Kalkulation, die Reinhard nach Rückfrage bei Druckereien erarbeitet hatte, ergab sich ein beträchtliches Defizit. Als ich ihn

darauf aufmerksam machte, lachte er nur und sagte, das sei bei einer kulturpolitischen oder literarischen Zeitschrift ganz normal. Wir würden die Verluste durch Subventionen und Zuwendungen verschiedener Art schon hereinbringen. Da ich kein so großer Optimist war wie er, ließ ich ihn die Zeitschrift allein machen. Er brachte immerhin fünfzehn Nummern zustande, indem er kaum Honorare an die Mitarbeiter zahlte und die Druckkosten nur zum Teil beglich, abgesehen von der Mehrwertsteuer, die er gar nicht wahrnahm. Die Schulden, die er nach seinem Tod hinterließ, waren zu meinem Erstaunen gar nicht so hoch, wie ich angenommen hatte. Der Staat erwies sich als gnädig und erließ ihm den Großteil der Steuerschulden, die allerdings ohnehin uneinbringlich waren.

Ansonsten hatte sich der Staat, den die Sozialisten regierten, ihm gegenüber eher schäbig benommen. Dem überzeugten Sozialisten Federmann, dessen bürgerlicher Vater schon ein Anhänger der österreichischen Sozialdemokratie gewesen war, boten sie nur unbezahlte Positionen an, auf denen er der Wiener Tradition gemäß für sie eifrig arbeiten durfte, aber dafür nichts außer einer fragwürdigen Anerkennung erhielt. So wirkte er als Sprecher der Schriftsteller und Künstler in der Hörer- und Seher-Vertretung beim Österreichischen Rundfunk und Fernsehen und als Generalsekretär des Österreichischen PEN-Clubs und focht leidenschaftlich für eine Sache, die er für richtig hielt. Er organisierte auch im Herbst 1975 den Internationalen PEN-Kongreß in Wien, der dem Ansehen seines Landes und seiner Stadt zugute kommen sollte. Das war seine letzte Tat, denn bald darauf starb er.

Als ich Reinhard im Spital besuchte, hatte er diesen Blick, obwohl er mir mit scheinbarer Begeisterung von einem neuen Apparat erzählte, auf dem er seine Leber in bunten Farben sehen konnte. Und in diesem regenbogenfarbenen Gebilde habe man einen Fremdkörper entdeckt, fügte er hinzu. Da er offenbar unheilbar war, ließ man ihn nach Hause gehen und dort, zwei Tage vor seinem Tod, erzählte er mir von dem Buch, mit dem er sich seit einiger Zeit beschäftigte und an dessen Niederschrift er endlich gehen wollte, vorausgesetzt natürlich, daß er aus dem neugegründeten Sozialfonds der Autoren, der ein Ersatz für die vorenthaltene Bibliothekstantieme war und den wir nach langwierigen Kämpfen durchgesetzt hatten, eine Zuwendung bekam.

Es war, wie ich nach seinem Tod aus seinen Aufzeichnungen erfuhr, ein großangelegtes Buch über die Federmanns, die über die ganze Welt verstreut waren und deren Spuren er in den letzten Jahren mit Hilfe von Korrespondenz und persönlichen Begegnungen nachgegangen war. Die Geschichte sollte mit einem Knaben anfangen, der das Massaker in Masada durch einen Zufall überlebt hatte. Als die römischen Söldner die Festung nach mona-

telanger Belagerung endlich einnahmen, fanden sie nur noch Tote. Die jüdischen Verteidiger, die sich dort samt ihren Familienangehörigen eingeschlossen hatten, hatten alle Selbstmord begangen, um nicht der Gnade oder Ungnade der Eroberer ausgeliefert zu sein. Ich weiß nicht, wie der Bub bei Federmann diesen Selbstmord der acht- oder neunhundert Menschen überlebt hat. Wahrscheinlich hatte ihn seine Mutter versteckt, um ihn nicht umbringen zu müssen. Reinhard hatte mir davon erzählt, als er von einer Israelreise zurückgekehrt war, ich hatte es aber vergessen. Er hatte mir auch ein kleines, herausgehauenes, scharfkantiges Stück Stein von der Festung Masada mitgebracht, das ich noch immer in meiner Schreibtischlade aufbewahre.

Wie dem auch sei, dieser Knabe sollte der Urahne vieler Geschlechter werden, deren Wege und Irrwege er durch zwei Jahrtausende hindurch bis zum Holocaust verfolgen wollte. Wieder einmal sollte durch einen puren Zufall ein Knabe in einem Konzentrationslager überleben. Ich beginne, wie ich sehe, an dem Aufbau seines Buchs weiterzuarbeiten. Ich weiß nicht, ob er mir von diesem Ende erzählte, ich nehme aber an, daß er es sich so vorgestellt hat. Auf jeden Fall sollte daraus eine Geschichte der Juden in Europa werden, die Geschichte ihres Fremdseins und ihrer Verfolgungen, ihrer Anpassung und ihres Widerstands gegen die jeweilige Mehrheit und gegen die jeweilige Staatsordnung, den sie meistens mit der scharf geschliffenen Klinge ihres Geistes geleistet hatten.

Da dieses Buch, für das sich Reinhard viele Jahre vergeblich vorbereitet hatte, nicht geschrieben wurde, kann ich nicht sagen, ob daraus wirklich ein großes Buch geworden wäre; ich glaube aber, daß er das Zeug dazu gehabt hätte, wäre er nicht gezwungen gewesen, sich mit unzähligen kleinen, schlecht bezahlten Arbeiten zu verzetteln. So blieb es nur ein unerfüllter Traum, wie so viele unerfüllte Träume seiner Vorfahren, über die er berichten wollte.

Milo Dor:

geboren 1923 in Budapest, aufgewachsen in Belgrad. Während des Krieges 1942 als Widerstandskämpfer verhaftet und 1943 zur Zwangsarbeit nach Wien verbracht, blieb er nach Kriegsende dort und studierte bis 1949 Theaterwissenschaft und Romanistik. Danach begann er als freiberuflicher Schriftsteller und Journalist zu arbeiten und war u.a. Mitarbeiter der Literaturzeitschrift *Plan* und Mitglied der Gruppe 47. Sein Werk wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, u.a. 1990 mit dem *Ehrenpreis des österreichischen Buchhandels für Toleranz in Denken und Handeln*. Zu seinen wichtigsten Werken gehört der autobiographisch geprägte Roman *Tote auf Urlaub*, der den Weg eines serbischen Jungkommunisten durch Gefängnisse und Konzentrationslager von Belgrad bis Wien beschreibt. Zuletzt erschien anlässlich seines 80. Geburtstages die Essaysammlung *Grenzüberschreitungen: Positionen eines kämpferischen Humanisten* im Picus Verlag.

Der hier abgedruckte Text entstammt Milo Dors Band *Auf dem falschen Dampfer: Fragmente einer Autobiographie*, Wien/Darmstadt (Zsolnay-Verlag) 1988, und wurde in Absprache mit dem Autor gekürzt.